

Jugend- und Familienarbeit, das pastorale Wirken in den Städten, aber auch auf dem Lande, in den Universitäten und den verschiedenen Schularten, die bisher besonders stark vernachlässigt waren, als vorrangig. Um jedoch nicht ständig um rein diözesane oder nationale Probleme zu kreisen, beschloß das Symposium zur besseren Verständigung der Bischöfe untereinander die Errichtung eines Komitees für sog. auswärtige afrikanische Angelegenheiten („Affaires

Exterieures Africaines“). Es soll einzelne Fälle von Ungerechtigkeit und Unterdrückung in Afrika studieren, um ähnlichen Entwicklungen in anderen Ländern besser begegnen und um öffentlich dazu Stellung nehmen zu können.

Für eine immer noch als „konservativ“ und „treurömisch“ (im abwertenden Sinne) eingestufte afrikanische Kirche sind die Ergebnisse dieses Symposiums überraschend. In Kampala wurden neue Maßstäbe gesetzt.

Es liegt jetzt im wesentlichen an den einzelnen Bischöfen und Bischofskonferenzen, ob sie bereit sind, zu dem zu stehen, was in Accra und Kampala gefordert wurde, und entsprechende Richtlinien zum Handeln in ihren Diözesen zu erlassen und das, was dort bereits in Bewegung gekommen ist, nicht zu unterdrücken, sondern zu stimulieren und in richtige Bahnen zu lenken. Als erste Ziele nannte deshalb ein Laienvertreter Zusammenarbeit und gegenseitige Information.

## Vorgänge und Entwicklungen

### Auf der Suche nach dem wirklichen Jesus

#### Zur Thematik der diesjährigen Salzburger Hochschulwochen

Nachdem die Salzburger Hochschulwochen in den letzten Jahren vorwiegend Themen sozialer, politischer und philosophischer Relevanz aufgegriffen und damit nicht nur ein sicheres Gespür für äußere Aktualität, sondern — wie im Falle des letztjährigen Themas „Sprache und Wirklichkeit“ — auch Sinn für nicht unmittelbar vor Augen liegende und darum schwerer zugängliche Vorgänge im Denken unserer Zeit bewiesen hatten, haben sie sich dieses Jahr einer Frage zugewandt, die an die Grundlagen christlichen Glaubens und christlicher Existenz rührt. In der Tat hängt an der „Frage nach Jesus“, wie die offizielle Themenformulierung der in der Zeit vom 24. Juli bis 5. August in der Großen Aula der Salzburger Universität veranstalteten Hochschulwochen lautete, sozusagen das ganze Christentum, das ja in ganz anderer Weise als die nichtchristlichen Religionen mit der Existenz seines Stifters aufs innigste verbunden, ja in gewissem Sinne geradezu identisch ist. Gewiß mögen für die Wahl des diesjährigen Themas auch Gründe der äußeren Aktualität maßgebend gewesen sein. Man denke etwa an die moderne Jesus-Bewegung, die sich, ausgehend von den Vereinigten Staaten, allmählich auch auf unserem Kontinent auszubreiten beginnt, oder aber an die Flut zeitgenössischer Jesus-Literatur — von *J. Lehmanns* reißerischem „Jesus-Report“ bis zu *A. Holls* Bestseller „Jesus in schlechter Gesellschaft“. Mag man in diesen Erscheinungen nur modische Eintagsfliegen einer überreizten Zivilisation sehen, die in ihrer Sucht nach Neuem auch geistige Stimulantia ebenso rasch produziert wie verbraucht, oder aber ein Symptom für ein tieferliegendes Unbehagen und für die unentwegte Suche nach Sinn: in jedem Fall stellen sie ein starkes Indiz für die nicht nur den Religionssoziologen interessierende Tatsache dar, daß es in unserer angeblich total säkularisierten Gesellschaft und besonders in Teilen der nonkonformistischen Jugend ein vitales Interesse an Jesus von Nazareth gibt, das ganz offensichtlich von den christlichen Kirchen und ihrem dogmatisch-geprägten Jesus-Bild nicht befriedigt werden kann. Zweifellos bedeutet dieses durch keinerlei theologische Reflexionen „belastete“ und alle kirchlichen Bindungen ignorierende

Interesse, das spürte man auch in Salzburg, in seiner Unmittelbarkeit und Spontaneität für die christlichen Theologen aller Konfessionen eine echte Herausforderung. Auch mag die Versuchung nicht ganz fernliegen, diese spontan aufbrechenden Quellen religiöser Vitalität in bestehenden institutionellen Kanälen einzufangen und den nicht gerade durch überschäumende Lebendigkeit sich auszeichnenden organisierten Kirchen zuzuleiten. Immerhin wollten es die Veranstalter dieser Salzburger Hochschulwochen nicht bei der Diskussion der genannten Phänomene — mögen diese soziologisch auch noch so interessant sein — bewenden lassen, sondern, diese nur zum Anlaß nehmend, die Frage nach Jesus in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und Vieldimensionalität aufrollen, wie sie sich heute auf dem geistigen Hintergrund der unbestreitbaren Krise des dogmatischen, kirchlich vermittelten Christus-Verständnisses in vielleicht nie dagewesener Dringlichkeit stellt.

#### Die Rückfrage nach dem historischen Jesus

Wollte man die Grundtendenz dieser Salzburger Hochschulwochen auf eine zusammenfassende Formel bringen, so könnte man in leichter Abwandlung und Ergänzung des offiziellen Titels sagen, daß es ihnen vor allem um die Frage nach dem wirklichen Jesus gegangen ist; um jene Wirklichkeit Jesu also, die uns in Jahrhunderten theologisch-metaphysischer Entrückung mehr und mehr abhanden gekommen ist und die heute wiederum, wenn auch in stark verfremdeter Form und gleichsam von außen, in Gestalt spontaner Erweckungsbewegungen dem steril und angepaßt empfundenen Kirchenchristentum unserer Tage entgegentritt. Dabei sollte sich allerdings schon sehr bald herausstellen, daß die Frage nach dem wirklichen Jesus keineswegs mit jener nach dem historischen Jesus im strengen Sinne des modernen historischen Bewußtseins identisch ist.

Wie der bekannte Salzburger Neutestamentler Prof. *W. Beilner* in seiner Einleitungsvorlesung „Der Weg zu Jesus — der Verkünder und der Verkündigte“ betonte, hätten

zwei Jahrhunderte historisch-kritischer Exegese in letzter Konsequenz dazu geführt, daß die Konturen des historischen Jesus mehr und mehr verblaßten und daß sich dementsprechend die moderne Theologie immer mehr genötigt sah, zu Surrogaten und Konstruktionen ihre Zuflucht zu nehmen, mögen diese nun „Wort Gottes“ oder „kirchliche Tradition“ oder anderswie heißen. Zwar würde heute kein vernünftiger Historiker mehr die Existenz des historischen Jesus ernsthaft bestreiten, doch habe sich dessen Rekonstruktion aus den zur Verfügung stehenden Quellen im letzten als undurchführbar erwiesen. Was diese Quellen in ihren Überlieferungen über Jesusworte und Jesustaten enthalten, ist im wesentlichen der Versuch einer Umschreibung der Bedeutung und des Wesens Jesu. Versuche, ein Leben Jesu im Sinne einer Biographie zu schreiben, sind daher von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Sosehr auf der einen Seite die Evangelien vom theologischen Aussagewillen ihrer Verfasser geprägt sind, so wenig dürfe auf der anderen wissenschaftlich übersehen werden, daß die Evangelientradition sehr wohl über Jesus zuverlässig berichten will und daß im gesamten Überlieferungsprozeß der alten Kirche *authentische* Jesus-Überlieferung, wenn auch deutend und anwendend, faktisch weitergegeben worden ist. Die Tatsache, daß Jesus weder etwas Schriftliches hinterlassen noch mit seiner Jüngergemeinde mnemotechnische Praktiken zur sicheren, mündlichen Weitergabe eingeübt hat, kann nach Beilner kaum anders gedeutet werden, als daß Jesus sich positiv auf einen solchen Weg festlegen wollte, durch den der Jüngergemeinde eine verblüffend große Freiheit in der Wahrung seiner Anliegen eingeräumt wurde. So gesehen, sei es von der Sache her falsch, den historischen Jesus gegenüber der ihn tradierenden Kirche auszuspielen. Theologisch sind die Evangelien nicht weiter zu hinterfragen, da der eigentliche Ansatzpunkt neutestamentlicher Offenbarung die für uns feststellbare Verkündigung der Urkirche ist, in der auch die Wirklichkeit des historischen Jesus gleichsam „aufgehoben“ sei.

Hatte sich Beilner noch vor kurzem — so etwa in seinem 1971 veröffentlichten Aufsatz „Der historische Jesus und der Christus der Evangelien“ — mit einer solchen Lösung zufriedengegeben, so sieht er heute offenbar seine stärkere Spannung zwischen dem historischen Jesus und dem Christus des Glaubens, die auf Grund der spezifischen Quellsituation wohl kaum jemals ganz überwunden werden kann. Vor allem verkennt er keineswegs die Gefahr einer gewissen Enthistorisierung, die mit der theologisch an sich richtigen Substituierung des historischen Jesus durch den in der Verkündigung der Gemeinde weiterlebenden verbunden ist. Der historische Jesus und der Jesus der Kirche, der Verkündiger und der Verkündigte, stehen offenbar sowohl in unauflösllicher Beziehung als auch in nicht zu behebender Spannung zueinander. Durchaus folgerichtig verwirft Beilner die Methoden des Reduktionismus und die Harmonisierung, die beide zu kurzschlüssigen Lösungen führen müssen.

### Das historische fundamentum in re

Demgegenüber mußte sein Wort von der „Kirche als dem eigentlichen und einzigen hermeneutischen Ort der Frage nach Jesus“ — übrigens eine der wenigen ekklesiologischen Bezugnahmen im Rahmen dieser Hochschulwochen! — insoweit problematisch erscheinen, als damit der institutionellen Kirche mit dem amtlich verfaßten

Lehramt ein ausschließliches Deutungsmonopol zuerkannt wird. Wäre das so gemeint, so würde dadurch definitiv der historische Jesus — was immer dieser auch bedeuten mag — durch die Autorität der Kirche ersetzt. Das Ergebnis wäre ein kirchlicher Positivismus, der auch dadurch nicht an Plausibilität gewinnt, daß in der abendländischen Kirchengeschichte große Geister wie Augustinus und Pascal so gedacht haben. Dagegen wird man mit Beilner als Ergebnis von zwei Jahrhunderten kritischer Leben-Jesu-Forschung festhalten dürfen, daß sich die Spannung zwischen dem historischen Jesus und Christus des Glaubens auch in Zukunft nicht glatt und eindeutig wird lösen lassen. Alles wird darauf ankommen, die relative Unlösbarkeit des Problems anzuerkennen und die damit verbundene Aporie als verstehender, historisch fragender Mensch auszuhalten. Obwohl wir über die Evangelien als einzigen uns zur Verfügung stehenden Primärquellen nicht hinausgehen können, ist und bleibt die ständige Rückfrage nach dem historischen Jesus — soweit war man sich einig — nicht nur sinnvoll, sondern auf jeden Fall notwendig, wenn christlicher Glaube nicht vollends seines realen historischen Fundaments verlustig gehen soll.

Auf diesem historischen „fundamentum in re“ insistierte auch der Wiener Judaist Prof. K. Schubert mit größtem Nachdruck. Ohne dieses Fundament, erklärte Schubert im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft über „Jesus im Lichte der Religionsgeschichte des Judentums“, würde der christliche Glaube unweigerlich zu einer neuen Form der Mythologie, zu einer neuen Gnosis degenerieren. Die Bezugnahme auf den historischen Jesus sei daher sowohl für den wissenschaftlichen Historiker als auch für den gläubigen Christen unabdingbar, wenn anders letzterem nicht zugemutet werden soll, an den Glauben anderer zu glauben. Trotz der besonderen Überlieferungslage der Evangelien, die übrigens bei allen aus einer vorrationalen Zeit stammenden Quellen ziemlich ähnlich ist, könne das historische Fundament mit Hilfe eines Vergleichs mit religionsgeschichtlichen Quellen des zeitgenössischen Judentums sehr wohl rekonstruiert werden. Diese seine These verifizierte Schubert u. a. an den Auferstehungsberichten. So kenne das Alte Testament Auferstehung nur als ein universales und eschatologisches Ereignis. Niemals wurde die Auferstehung eines einzelnen und schon gar nicht eines Messias erwartet. Aus diesem Grund sei es unmöglich, daß allein die in der Urgemeinde vorhandene Überzeugung, die Sache Jesu sei mit dessen Tod nicht erledigt, die Auferstehungsbotschaft motiviert haben kann, wenn nicht darüber hinaus die Osterzeugen die *Erfahrung einer auch sinnlich wahrnehmbaren Begegnung* mit dem nach Tod und Grab lebendigen Jesus von Nazareth gehabt hätten.

Ebenso war für Schubert die heute weitverbreitete Annahme, daß die Mitteilung vom leeren Grab erst eine sekundäre Veranschaulichung des vorauszusetzenden Auferstehungsglaubens sei, schlechthin absurd. Unter den Voraussetzungen der jüdischen Anthropologie, für die die Leiblichkeit — anders als für den modernen Dualismus — ganz wesentlich zur Natur des Menschen gehörte, wäre die Botschaft von der Auferstehung Jesu in Jerusalem sehr schnell ad absurdum geführt worden, wenn nicht faktisch sein leeres Grab vorhanden gewesen wäre. Allein die historisch kaum zu bestreitende Tatsache, daß in Jerusalem überhaupt von der Auferstehung Jesu gesprochen wurde, setzt nach Meinung Schuberts ipso facto ein leeres Grab voraus.

## Die Auferstehung Christi — eine theologische Verlegenheit?

Derlei auf einfachem Common sense beruhende Überlegungen schienen allerdings manchen Richtungen moderner Theologie völlig fernzuliegen. Für sie, so hatte man den Eindruck, ist die Auferstehung Christi — nach wie vor das Fundament des christlichen Glaubens — zu einer einzigen großen Verlegenheit geworden. Existentialtheologische Thesen — man denke nur an *R. Bultmann* oder an *W. Marxsen* — fanden ihren Niederschlag in weitverbreiteter Skepsis und Resignation auch in Kreisen, denen theologische Reflexion völlig fernliegt. Wie könnte die Auferstehung Christi noch Grundlage unserer Hoffnung sein, wenn sie nur ein aus den Zeitumständen erklärbares Interpretament darstellt, dem keinerlei reales Geschehen zugrunde liegt? Diese Frage stand im Mittelpunkt einer Vorlesungsreihe des Münchner Theologen Prof. *J. Finkenzeller* über „Die Auferstehung Christi und unsere Hoffnung“. Wie Finkenzeller betonte, habe es der Kirche sehr geschadet, daß sie in ständigen Rückzugsgefechten Positionen verteidigte, die nach sorgfältigem Abwägen aller Gründe und Gegengründe nicht mehr sinnvoll aufrechterhalten werden können. Zwar dürfe die Botschaft von der Auferstehung Christi, sofern sie nach wie vor das Fundament des christlichen Glaubens ist, in ihren Grundsätzen nicht erschüttert werden. Damit sei aber noch lange nicht die Frage beantwortet, wie Auferstehung konkret zu verstehen ist und in welcher Weise die damit in Zusammenhang stehenden Probleme gelöst werden können. Im Grunde seien die Osterberichte weder reine Historie noch bloße Legende, wie denn ganz allgemein die moderne Unterscheidung zwischen historisch verifizierbaren Fakten und kerygmatischen Entscheidungen auf den Evangelien ebenso unangemessen ist wie die andere zwischen Sach- und Existenzwahrheit. Damit wird freilich die Auferstehung als ein *primär* hermeneutisches, d. h. der Auslegung bedürftiges Problem anerkannt. Entgegen dem Anspruch eines gegenwärtig wieder stärker in Erscheinung tretenden Fundamentalismus, der die neutestamentlichen Berichte schlicht und einfach „wörtlich“ nehmen möchte, könnten wir uns heute nicht mehr länger der Einsicht verschließen, daß uns die Sache des Glaubens niemals *unmittelbar* zugänglich ist, sondern immer nur auf dem *hermeneutischen* Wege des „Verstehens des ursprünglich Verstandenen“ (Karl Jaspers), wie es uns in den Quellen und in der Überlieferung entgegentritt. Sosehr also der Glaube auf auslegendes Verstehen verwiesen bleibt, so wenig dürften wir uns der Frage nach der Angemessenheit bzw. Unangemessenheit alles verstehenden Auslegens entziehen. In der Tat besteht heute eine starke Tendenz, derzufolge die Aussagen des Neuen Testaments nur mehr im Sinne von Chiffren zu verstehen seien, die immer weniger „beim Wort“ genommen werden wollen. Für eine solche Theologie würde die Stunde des geistigen Offenbarungseides nicht mehr allzu ferne sein.

### Reaktionen auf rationalistische Theologie

Im Verlaufe der Vorlesung Prof. Finkenzellers wurde besonders deutlich, daß sich christlicher Glaube auf bloß rationalistischen Konstruktionen allein nicht begründen

läßt, so unabdingbar die Forderung nach Aufklärung gerade im Raum des Christlichen auch sein mag. Und wenn man sich das blasse und schemenhafte Jesusbild des aufgeklärten Durchschnittschrists von heute vergegenwärtigt, kann man sich wohl kaum eines Gefühls innerer Armut und Leere erwehren, das einem angesichts jener Intensität beschleicht, mit der die „Jesus people“ — unberührt von des Zweifels Blässe — Jesus als den Auferstandenen, den Lebendigen, den ganz Gegenwärtigen, den Heilenden erfahren und erleben. Gewiß weist dieses Jesus-Bild, wie *R. Bleistein S. J.* im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft über die Jesus-Bewegung hervorhob, schwerwiegende Mängel auf, unter denen jener der fast völligen Abwesenheit jeglicher theologischer Reflexion nicht einmal am meisten ins Gewicht fällt. Was diesem Jesus-Bild fehlt, ist vor allem die unerbittliche Wirklichkeit des Leidens und Sterbens, also die gesamte Dimension des Scheiterns im Leben Jesu, die *P. L. Boros S. J.*, Zürich, in seinem Festvortrag zum Gegenstand einer Meditation machte, die allerdings die Grenzen konventioneller Erbauung nicht überschritt. Nichtsdestoweniger wurde das „ungemein Positive“ dieses wieder- und neuentdeckten Jesus in seiner ganzen Erlebnis- und Erfahrungsdichte anerkannt, während für die zum Teil höchst tendenziösen Jesus-Darstellungen in sozialkritisch-revolutionärer Absicht kaum das gleiche galt. Diesen gegenüber formulierte vor allem der Tübinger Moraltheologe Prof. *A. Auer* im Rahmen einer Vorlesung über „Die sittliche Aktualität der Botschaft Jesu“ ernste Vorbehalte.

### Warnung vor neuen Jesus-Klischees

Zwar könne Jesus nicht für die Legitimierung sozialer und politischer Ordnungen in Anspruch genommen werden; doch ebensowenig dürfe er als Kronzeuge gegen jegliche Ordnung aufgerufen werden, wenn anders die Rückfrage nach dem historisch-authentischen Jesus noch irgendeinen Sinn haben soll. Es gehe nicht an, an Stelle des abgewirtschafteten Dogmatismus und Moralismus neue Jesus-Klischees zu setzen, die genauso falsch seien wie die alten. Wenn wir auch über den historischen Jesus verhältnismäßig wenig wüßten, so stehe doch so viel fest, daß dieser kein Umstürzler aus Prinzip, kein Revolutionär gewesen ist. Zwar sei in der Biographie des historischen Jesus ein gewisser „Zug nach unten“ unverkennbar, doch dürfe seine Solidarisierung mit den gesellschaftlichen Außenseitern nicht aus einem angeblichen Hang zur „schlechten Gesellschaft“ erklärt werden. Was Auer dem gleichnamigen Buch von Adolf Holl vorwarf, war vor allem die Tatsache, daß der Autor den Leser über die wahren Motive Jesu im unklaren läßt. Es gehe nicht an — und diese Kritik treffe nicht nur das Buch von Holl, sondern viele Jesus-Darstellungen dieser Art —, sich über das für Jesus essentielle Verhältnis zu seinem Vater standhaft auszuschweigen oder dieses nur en passant, als Ausdruck eines „falschen Bewußtseins“ zu erwähnen. Hier rächt sich, so hatte man den Eindruck, wohl definitiv der Verzicht auf jegliche theologische Durchdringung zugunsten zweitrangiger, aber moralisch aufgeputzter ideologischer Leitbilder. Der uns heute so bewegenden Frage nach dem wirklichen Jesus wäre damit kein Dienst erwiesen.

Oskar Schatz